

## **Sozial-ökologische Transformation**

### **Anmerkungen zur politischen Ökologie der Nachhaltigkeit**

*Egon Becker*

***"Haben wir es heute und in Zukunft nicht mit Gesellschaften zu tun, die durch die Art und Weise ihrer Veränderung und nicht durch ihre Produktionsweise oder ihre Zivilisation definiert werden? Das würde bedeuten, daß die großen Fragestellungen des 19. Jahrhunderts, die von Comte, Spencer oder Durkheim, von Marx und Weber, unsere heutigen Erfahrungen nicht mehr treffen . . ."***

*Alain Touraine 1976*

### **Die Theorien sind an der Erfahrung gescheitert**

Das Scheitern der alten Entwicklungstheorien zu konstatieren und lauthals neue zu fordern, gehört schon fast zum guten Ton. In der Tat, die meisten der gängigen Erklärungen für Entwicklung und Unterentwicklung und die daraus abgeleiteten strategischen Empfehlungen sind an der Erfahrung gescheitert. Ein kurzer Blick zurück auf das Gescheiterte ist aber vielleicht ganz hilfreich, um einige "offenkundige Wahrheiten" nicht im "entwicklungspolitischen Gedächtnisschwund" (Senghaas 1996) untergehen zu lassen und das Neue auf den internationalen Ideenmärkten im Lichte der Erfahrungen genauer prüfen zu können.

Alvin W. Gouldner hatte schon 1970 "the Coming Crisis of Western Sociology" vorhergesagt. Die Entwicklungstheorie hatte er dabei nicht im Visier, dafür aber eine ihrer Wurzeln, den Evolutionismus der funktionalistischen Modernisierungstheorien. Daß es zwei Jahrzehnte dauerte, bis solche Kritik in Resonanz mit den entwicklungspolitischen Erfahrungen kam, bedarf selbst einer soziologischen Erklärung. Gouldners Analyse blieb trotz

ihres politischen Impetus strikt akademisch. Sie erfaßte das Zusammenspiel der Wissenschaften mit der ökonomischen und politischen Macht eher beiläufig.

Doch Entwicklungstheorien hatten nie eine rein akademische Bedeutung. Während der Zeit des Kalten Krieges bildeten sie in Ost und West die Begründungsbasis einer einflußreichen Rat-schlags- und Legitimationswissenschaft. Denn zu den Operati-onsbedingungen der entwicklungspolitischen Organisationen ge-hören wissenschaftlich gestützte *Entwicklungsmodelle*. In ihnen verdichten sich normative Ideen von Entwicklung, Fortschritt oder Modernisierung zu strategischen Entwürfen für die Lösung ge-sellschaftlicher Probleme. *Entwicklungstheorien* sollten demge-genüber vorwiegend empirisch-analytisch verfaßt sein, also Er-klärungs- und Prognoseleistungen erbringen; Problembeschrei-bungen und die Begründung von Entwicklungskriterien erfolgen auch hier im Horizont normativer Ideen.

Bei der Analyse und Kritik des Entwicklungsdiskurses sollten wir deshalb zwischen einer politisch-strategischen Ebene, einer normativen und einer empirisch-analytischen unterscheiden. Auf der normativen Ebene sind Theorien und Modelle miteinander verklammert, woraus jene *Entwicklungskonzepte* entstehen, wel-che ganze Diskursordnungen prägen.

Mit der bipolaren Block-Struktur zerfiel der politische Referenz-rahmen der bisher dominierenden Entwicklungskonzepte. Diese hatten nicht nur ihren historischen Ursprung im Kalten Krieg, sondern erwiesen sich auch mehr und mehr als kulturelle Pro-dukte des Post-Kolonialismus und des Ost-West-Konflikts. Dem Zerfall einer Weltordnung korrespondiert die Auflösung einer Dis-kursordnung. Sie war geprägt von Kontroversen zwischen Theo-retikern, die am einen Pol des Diskurses Bedingungen und Hemmnisse einer *Modernisierung* traditionaler Gesellschaften untersuchten, und deren Kritikern, die am andern Pol internatio-nale Markt- und Machtbeziehungen als Ursachen einer *Depen-denz* der südlichen Staaten analysierten. An beiden Polen waren die Entwicklungskonzepte abhängig von allgemeinen sozialwis-senschaftlichen Theorien – seien es funktionalistische, struktura-listische oder marxistische. Und sie mußten bei ihren Erklärungs-versuchen auf ökonomische Begriffe und Hypothesen zurück-greifen; neoklassische, keynesianische, institutionalistische oder marxistische konkurrierten dabei. Kritik und Apologie des kapita-

listischen oder des realsozialistischen Entwicklungsweges waren an beiden Polen zu finden, allerdings ungleich verteilt.

Heute entsteht nicht nur eine neue Weltordnung aus den Trümmern der alten, sondern auch eine neue Ordnung des Entwicklungsdiskurses. Die akademische Entwicklungsforschung hat darin ihre Funktion als Ratgeber- und Legitimationswissenschaft weitgehend eingebüßt und profiliert sich eher als Ankläger der staatlichen Entwicklungspolitik. Da entwicklungspolitische Organisationen sowohl Strategien als auch Legitimationen benötigen, beginnen sie inzwischen, sich ihre eigenen Theorien unabhängig von den akademischen zu erarbeiten. In der neuen Diskursordnung wird das zerstreute Wissen über die Verteilung von Reichtum und Armut, über die Ursachen von Unterentwicklung und Abhängigkeit neu geordnet.

Die theoretischen Elemente dieses Diskurses lassen sich als gesellschaftstheoretische Aussagenbündel in drei verschiedenen Dimensionen verstehen. Erstens sind es Antworten auf die Frage, was Gesellschaften zusammenhält, sie zu einer in Raum und Zeit identifizierbaren Einheit macht (*Reproduktion*). Zweitens müssen Antworten auf die Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten gesellschaftlicher Veränderungen gegeben werden (*Transformation*); und drittens sind Aussagen über die Handlungsmöglichkeiten individueller und kollektiver Akteure zu machen (*Aktion*). Anders gefragt: Welche *Aktionen* sind erforderlich und welche müssen verhindert werden, um gesellschaftliche *Reproduktion* und *Transformation* zu ermöglichen?

Indem die alten Entwicklungstheorien ihre theoretischen und empirischen Anstrengungen auf die zweite Dimension konzentrierten und zugleich den Anspruch erhoben, Handlungsempfehlungen für die Entwicklungspolitik auszusprechen, schränkten sie die umfassende theoretische Problematik ein und beschränkten so zugleich das Spektrum möglicher Aussagen. Zunehmend mehr bestimmten in den letzten Jahren die geronnenen Erfahrungen aus der Praxis der Entwicklungspolitik den theoretischen Horizont. Diese Erfahrungen sind aber nur verständlich, wenn sie vor der Folie eines immer mehr verblässenden historischen Leitbildes gelesen werden, des Leitbildes der industrialisierten westlichen Gesellschaften. Deren Status zu erreichen wurde zugleich als eigentliches entwicklungspolitisches Ziel angesehen. Die möglichen und nötigen Transformationen der "unterentwickelten" Gesellschaften ließen sich so normativ festlegen,

weitgehend unabhängig von den jeweiligen historisch-konkreten Ausgangsbedingungen.

Mit dem problematischen theoretischen Konstrukt einer *Entwicklung* sollten die Veränderungsprozesse höchst unterschiedlicher Gesellschaften in einem übergreifenden konzeptionellen Rahmen beschrieben werden. Der Ausbau der Theorie erfolgte im Mainstream dadurch, daß die Ökonomie als der für die gesellschaftliche Entwicklung wichtigste Bereich angesehen wurde. Leitvariable war das Sozialprodukt, was die Aussagen auf der empirisch-analytischen Ebene weiter einschränkte: Entwicklung war aus ökonomischer Perspektive primär Wachstum im Sinne aufholender Entwicklung.

Modernisierungstheoretischen und dependenztheoretischen Entwicklungskonzepten ist dieser Ökonomismus gemeinsam. An die Basiskonzepte der sich befehdenden Lager sind allerdings recht unterschiedliche Wertideen und normative Optionen geknüpft: Überwindung traditioneller Rückständigkeit, technischer Fortschritt, Konsumorientierung und parlamentarische Demokratie auf der einen Seite; soziale Gerechtigkeit, nationale Unabhängigkeit auf der anderen. Die theoretischen Kontroversen der Vergangenheit waren daher hochgradig geprägt von ideologischen Parteinahmen und Vereinnahmungsversuchen für eine der großen weltpolitischen Mächte. Entlastet man die Konzepte von ihrem ideologischen Ballast, dann erscheinen die beiden Pole zumindest auf der empirisch-analytischen Ebene als komplementär: Am einen konzentrieren sich die wissenschaftlichen Aktivitäten auf die endogenen Potentiale und die internen Faktoren der Entwicklung, am anderen auf die Außenbeziehungen – insbesondere die Hegemonialstrukturen auf den Weltmärkten und im Weltsystem.

Innerhalb des ökonomistischen Rahmens brachen allerdings zahlreiche Kontroversen aus und machten das diskursive Feld reichlich unübersichtlich: Neoklassische Ökonomen setzten auf die Regulationskraft des Marktes; Keynesianer auf staatliche Eingriffe und Planungen, Marxisten auf die Veränderung der Eigentumsverhältnisse. Dementsprechend fielen auch die strategischen Empfehlungen höchst kontrovers aus. Es ist daher kein Zufall, wenn derzeit die Debatte über eine neue Entwicklungstheorie vorwiegend im ökonomischen Terrain geführt wird.

## Drei Tendenzen im gegenwärtigen Entwicklungsdiskurs

Seit den 80er Jahren überlagern sich im Entwicklungsdiskurs drei Tendenzen:

1. Es gibt eine starke Tendenz, auf die Kritik an monokausalen Entwicklungstheorien mit **Pluralisierungsstrategien** zu reagieren: Entwicklung und Unterentwicklung werden mit einer Vielzahl deskriptiver Faktoren erklärt, deren Konstellation, Verknüpfung und Gewichtung in jedem einzelnen Fall gesondert zu analysieren sei. Das Zusammenfügen der Faktoren in "großen Theorien" gilt als gescheitert, und es wird der methodische Schluß gezogen, aufgrund der geographischen, demographischen, ökonomischen, politischen und kulturellen Vielfalt der Entwicklungsländer auf ein allgemeines Konzept zu verzichten und statt dessen die Forschung und die Praxis im Interesse "angepaßter Entwicklungsstrategien" durch historische und komparative Fallstudien voranzubringen. Elmar Altvater hat mit Recht darauf hingewiesen, daß komparative Fallstudien nicht nur wegen der studierten Fälle interessant sind, sondern vor allem wegen der weitergehenden und verallgemeinernden Schlußfolgerungen (Altvater 1996). Mit der Pluralisierung zerfasert sich die Modernisierungstheorie kulturalistisch und vermag nicht mehr das Erfahrungsmaterial theoretisch zu ordnen.

2. Eine andere Gruppe von Theoretikern versucht, die sich herausbildende "neue Weltordnung" und die **Globalisierungstendenzen** zum Referenzrahmen zu machen – sei es, daß man den Kapitalismus als historisch erfolgreiche Gesellschaftsformation zähneknirschend akzeptiert und auf seine Zivilisierung hofft; sei es, daß man das "Entwicklungsproblem" zu einem internen Problem der inzwischen existierenden kapitalistischen Weltgesellschaft erklärt und darin kulturelle und ethnische Nord-Süd-Polarisierungen als Ursache vielfältiger Probleme, Konflikte und Bedrohungen analysiert. In diesem Diskussionsstrang wird der dependenztheoretische Pol der alten Diskursordnung politisch aufgerieben.

3. Schließlich kommt es zu einer thematischen Verbindung von **Umwelt und Entwicklung**, zu genauen Beschreibungen und empirischen Analysen von Umweltbelastungen und Naturzerstörungen in einzelnen Ländern und Regionen und zu Forderungen nach einem schonenden Umgang mit den natürlichen Voraussetzungen gesellschaftlicher Reproduktion und Transformation. Im

Prozeß der Verschränkung des ökologischen Krisendiskurses mit dem über Entwicklung bilden sich langsam die Konturen eines neuen Konzeptes gesellschaftlicher Veränderung heraus, für das die klassische ideologische Differenz von Reform und Revolution kaum noch eine Rolle spielt. Aus dem ökologischen Diskurs entstammt das Konzept "Sustainability" und aus dem Entwicklungsdiskurs der alte Stammbegriff "Development". Soll aus der Verbindung zu dem Schlüsselbegriff *Sustainable Development* tatsächlich etwas Neues entstehen, dann muß sich die Idee von "Sustainability" aus der naturwissenschaftlichen Umklammerung lösen und zu einer sozialwissenschaftlichen Kategorie umgearbeitet werden; "Development" umgekehrt kann nicht länger als eine rein innergesellschaftlich bedeutsame Kategorie benutzt werden, sondern muß sich zu den biologischen Ideen eines Wandels der Ökosysteme öffnen.

Aus den Überlagerungen solcher Tendenzen entsteht jenes "eklektische Durcheinander" (Altvater 1996), in dem sich eine neue Diskursordnung herausbildet. Die alte ökonomistische Betrachtung von Entwicklungsproblemen erwies sich als doppelt beschränkt: Einerseits vernachlässigte sie die kulturellen Bedeutungssysteme und andererseits den ökologischen Kontext. Deshalb erschienen Entwicklungsprobleme als Anomalien in den existierenden institutionellen Arrangements. Erst in einem kulturell und ökologisch erweiterten konzeptionellen Rahmen lassen sie sich neu definieren und bearbeiten.

Schon die weltweit beobachteten regionalen Umweltprobleme (Bodenerosion, Verschmutzung und Vergiftung von Luft, Boden und Wasser) waren kaum noch in der alten Diskursordnung unterzubringen (Wöhlcke 1987). Doch erst die aufsehenerregenden Modellrechnungen der Klimaforscher, wie sie seit den achtziger Jahren versucht werden, verschärften das Problem und machten es immer schwieriger, das Konzept einer nachholenden Entwicklung theoretisch noch zu rechtfertigen. Es zeigte sich, daß scheinbar rein gesellschaftliche Größen wie Bevölkerungswachstum, Energieverbrauch und Nahrungsmittelbedarf nicht nur untereinander, sondern auch mit den prognostizierten Klimaveränderungen unauflösbar verkoppelt sind. Die so definierten globalen Umweltprobleme bilden den harten Kern einer neuen "Weltproblematik" und ein zentrales *Entwicklungsproblem der Weltgesellschaft*. Gerade die extreme Globalisierung durch die Klimaforschung hat eine neue Sicht auf regionale Probleme er-

öffnet: In der Modellwelt der Globalökologie erscheinen die Differenzen zwischen entwickelten und unterentwickelten Gesellschaften nicht mehr einfach als Differenzen der Bruttosozialprodukte oder anderer Modernitätsindikatoren, sondern als unterschiedliche Beiträge zu den global-ökologischen Problemen, insbesondere zur Klimaveränderung. Die Ökonomie des Reichtums wird so um eine Ökologie der Schädigung erweitert, was in der Welt der internationalen Politik ein neues Feld globaler Verteilungskämpfe absteckt.

Durch klimatologische Modelle wird ein anthropogener Treibhauseffekt prognostiziert, derzeit hauptsächlich bewirkt durch den überhöhten Verbrauch fossiler Energien in den reichen Industriestaaten des Nordens, zukünftig aber verstärkt durch das Bevölkerungswachstum im Süden. Die Fakten sind oft genug ausgesprochen worden: Ein Viertel der Menschheit verbraucht pro Kopf etwa zehn- bis zwanzigmal so viel Energie wie die restlichen drei Viertel. Die Konsequenz ist unabweisbar: Das industrialistische Fortschritts- und Wohlstandsmodell, seine Konsumformen und Lebensstile, sind weder intergenerativ noch international generalisierbar. Aus global-ökologischer Perspektive erscheinen auch die technisch hochentwickelten Industriestaaten des Nordens als Entwicklungsländer, denn gerade sie gefährden eine nachhaltige Entwicklung im Weltmaßstab.

Wenn einmal die Verbindung zum ökologischen Krisendiskurs hergestellt ist, wenn die Aussagen über begrenzte Tragfähigkeit, über Wachstumsgrenzen ernst genommen werden, dann müssen die begrifflichen Grundlagen jeder Entwicklungstheorie revidiert werden. Zunächst wurde versucht, Umweltprobleme innerhalb der alten Diskursordnung zu behandeln, also eine weitere Konditionierung einzuführen: nicht nur sozial gerecht, sondern auch umweltgerecht, ökologisch verträglich sollte die Entwicklung sein. Doch die versuchte *Ökologisierung der Modernisierungs- und der Dependenztheorie* stieß bald an Grenzen. Beginnt man einmal, Basiskonzepte (Grundbedürfnisse, Entwicklungsindikatoren . . .) ökologisch zu relativieren, dann werden Gesellschafts-Natur-Beziehungen zu einem zentralen Bereich der Entwicklungstheorie. Auf der normativen Ebene bedeutet dies, einen gesellschaftsexternen Maßstab einzuführen, etwa vage und allgemein von der "Bewahrung der Schöpfung" zu sprechen oder konkrete Umweltziele zu definieren und politisch durchzusetzen. Ökologie wird so zum innergesellschaftlichen Thema und Problem.

## Gesucht wird ein mehrdimensionales Veränderungskonzept

Wir kommen also theoretisch nur weiter, wenn ein mehrdimensionales Veränderungskonzept eingeführt wird, um die sozio-ökologischen Transformationen analytisch und empirisch zu erfassen. Ein solches Konzept muß auch auf der Ebene konkreter menschlich-gesellschaftlicher Aktivitäten noch eine definierte Bedeutung besitzen, beispielsweise dort, wo die überlebensnotwendigen Grundbedürfnisse befriedigt werden.

In jeder Gesellschaft bestehen spezifische Verhältnisse zur natürlichen Mitwelt, zu anderen Menschen und zur jeweiligen Kultur, welche sich bei sozio-ökologischen Transformationen verändern. Wir können von *gesellschaftlichen Naturverhältnissen* sprechen, die dauerhaft reguliert werden müssen, damit menschliches Leben möglich und der gesellschaftliche Lebensprozeß intergenerativ fortsetzbar ist. Ihre materielle Regulierung erfolgt in einem kulturellen Nexus, der ohne Arbeit und Produktion nicht möglich wäre: Produktion von Nahrungsmitteln, Werkzeugen, Kleidung und Wohnung oder von Fortbewegungsmitteln, aber auch von jenen symbolischen Formen, die insgesamt eine Kultur ausmachen und die vorprägen, was jeweils als ausreichend, sauber, gesund, sicher, befriedigend, lustvoll und schön gelten soll. Schon deshalb müssen die verschiedenen gesellschaftlichen Naturverhältnisse nicht nur materiell reguliert, sondern immer auch kulturell symbolisiert werden.

Eine Sonderstellung nehmen dabei die kulturellen Regulationen von Sexualität und Fortpflanzung ein, die neben Arbeit und Produktion einen zweiten Pol bilden, an dem sich sämtliche anderen Naturverhältnisse symbolisch verdichten. Ernährung, Arbeit und Produktion, Fortbewegung und Fortpflanzung sind basale Verhältnisse, von denen andere (wie Kleidung, Wohnung und Schutz vor Bedrohungen) abhängen. Den verschiedenen materiellen Regulationsformen entsprechen zugleich Elemente einer symbolischen Ordnung – vermittelt über Sprache, Riten, Mythen, Religion, Kunst und Wissenschaft (Cassirer 1944). Sie bestimmen auch die Formen und Möglichkeiten der individuellen Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Produktionsverhältnisse und Geschlechterverhältnisse bilden gewissermaßen Pole einer *Regulationsordnung*.

Die Verschränkung ökologischer, kultureller und ökonomischer Krisenphänome in der neuen Diskursordnung läßt sich in dem

hier nur skizzierten begrifflichen Rahmen neu fassen – als Krise der gesellschaftlichen Naturverhältnisse. Jeder "Lösungsversuch" bedeutet einen Eingriff in deren Dynamik – mit oft unvorhersehbaren und unerwünschten gefährlichen Nebenfolgen. In dem Maße, wie diese Verhältnisse von den ausdifferenzierten gesellschaftlichen Funktionssystemen abhängig werden – ökonomisiert, technisiert, verrechtlicht, verwissenschaftlicht –, schwächt sich die Regulationskraft traditioneller symbolischer Ordnungen, und es entsteht ein gesellschaftlicher Zwang zu neuen technischen, ökonomischen oder wissenschaftlichen "Lösungen". In der ökologischen Krise werden so nicht nur die Ökosysteme, sondern auch die "sozialen Funktionssysteme" überlastet, gestört und deren Ressourcen aufgezehrt. Oder anders gesagt: Die institutionalisierten Regulationsweisen der Gesellschaft sind überfordert; Gesellschaft wird zum ökologischen Risiko (Becker 1992).

Der Verbrauch materieller Ressourcen und die Umweltverschmutzung sind einerseits Voraussetzung, andererseits Folgen der Art und Weise, wie ein zentrales gesellschaftliches Naturverhältnis reguliert wird, nämlich das Verhältnis von Arbeit und Produktion. In den destruktiven Wachstumsprozessen drückt sich aus, daß materielle Regulationsweisen gestört sind, was nach sich zieht, daß weltweit symbolische Ordnungen zerbrechen und nach und nach durch mediale Inszenierungen und politisch-administrative Regulationen ersetzt werden.

Arbeit und Produktion vollziehen sich inzwischen fast vollständig unter den Bedingungen des Weltmarktes nach kapitalistischem Grundmuster. Ein basales gesellschaftliches Naturverhältnis ist dadurch weitgehend von der Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse abgekoppelt und zu einem Moment der "Selbstverwertung des Wertes" (Marx) oder der "Selbstvermehrung des Industriekapitals" (Meadows) geworden. Traditionellen Formen, mit denen Geschlechterverhältnisse und darüber Fortpflanzung und Sexualität reguliert werden – der zweite Pol jeder symbolischen Ordnung –, verselbständigen sich in diesem Prozeß gegenüber den Produktionsverhältnissen und verlieren ihre kulturelle Regulationskraft. Auf der globalen Ebene zeigt sich dies als scheinbar ungebremstes Bevölkerungswachstum.

Damit verändern sich aber nicht nur die tradierten Muster symbolischer Ordnungen, sondern das gesamte Ensemble der ge-

sellschaftlichen Naturverhältnisse wird krisenhaft. Die global-ökologische Krise – abgelesen am anthropogenen Treibhauseffekt oder am Verlust von Biodiversität – ist lediglich der quantitative Ausdruck *dieser* Krise. Versucht man sie ernsthaft zu bearbeiten, dann geht es nicht mehr abstrakt um Wachstumsbegrenzungen, sondern um tiefgreifende Änderungen der Produktions- und Konsumformen einerseits, der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern und Generationen andererseits.

Gibt man den Ökonomismus auf, berücksichtigt das Zusammenwirken von Ökonomie, Politik, Kultur und Ökologie bei den Transformationen einzelner Gesellschaften und des Weltsystems, dann müssen diese Prozesse aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven betrachtet werden. Zu einer weiteren Fragmentierung der Entwicklungstheorie kommt es nur dann nicht, wenn die verschiedenen Sozialwissenschaften untereinander und mit den Naturwissenschaften problembezogen zusammenarbeiten. Aber erst dann, wenn es so etwas wie eine leitende Idee, ein gemeinsames Rahmenkonzept und eine positive Heuristik gibt, ist theoretischer Fortschritt möglich. Statt eine neue und umfassende Theorie zu entwerfen, erscheint es mir wichtiger, sich kooperativ an einem herausfordernden Forschungsprogramm zu beteiligen, in dem die Idee einer nachhaltigen Entwicklung theoretisch ausbuchstabiert und operativ durchdacht wird.

---

#### **Literatur:**

- Altwater, Elmar (1996): Von möglichen Wirklichkeiten, in: E+Z 1996:2, S.44-49
- Becker, Egon (1992): Ökologische Modernisierung der Entwicklungspolitik?, in: Prokla 86, S.47-60
- ders. (1996): Risiko Gesellschaft, in: Universitas, Nr. 2, S.166-179
- Cassirer, Ernst (1990): Versuch über den Menschen. Frankfurt a. M. (Essay on Man. Yale 1944)
- Gouldner, Alvin W. (1970): The Coming Crisis of Western Sociology. London
- Senghaas, Dieter (1996): Wider den entwicklungstheoretischen Gedächtnisschwund, in: E+Z 1996:9, S.236-237
- Wöhlcke, Manfred (1987): Umweltzerstörung in der Dritten Welt. München

---

**Dr. Egon Becker** ist Professor für Wissenschafts- und Hochschulforschung an der Universität Frankfurt und arbeitet am Frankfurter Institut für sozial-ökologische Forschung an konzeptionellen Problemen einer sozialwissenschaftlichen Umweltforschung.